



1925-12-23

Damenbriefe.: "Die Erinnerungen der Baronin du Montet. Wien-Paris, 1795 bis 1858."

Berta Pauli

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251223&seite=11&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Pauli, Berta, "Damenbriefe.: "Die Erinnerungen der Baronin du Montet. Wien-Paris, 1795 bis 1858."" (1925). *Essays*. 773.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/773

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Damenbriefe.

„Die Erinnerungen der Baronin du Montet. Wien-Paris, 1795 bis 1858.“

Von Berta Pauli

Auf keinem literarischen Gebiete triumphiert die Eigenart der Frau so unbestritten wie im *Genre épistolaire* in der Wiedergabe von Stimmungsbildern durch Briefe. Madame de Sévigné, Liselotte, Frau Rat Goethe schenken der Welt mit ihren ursprünglichen, subjektiv gefärbten und doch so plastisch klaren Mitteilungen Geschichtsquellen und erlesenen Unterhaltungsstoff. Das geschriebene Porträt und die knappe, mit ein paar Strichen hingeworfene Novelle ist darin zu finden, von intimen Plaudereien eingefaßt. Der berühmte Bericht der Frau v. Sévigné über den Selbstmord des Küchenchefs Vatel ist so ein kleines Meisterwerk, eine Tragödie in Miniaturformat. Ein Menschenschicksal und den Zeitgeist läßt dieser Damenbrief wiedererstehen, einfach, packend, unnachahmlich.

In sehr weitem Abstand von solcher Höhe der Ausdrucksfähigkeit, aber dennoch ernsthaften Interesses würdig erscheinen die Memoiren der Baronin du Montet (in deutscher Bearbeitung von Ernst Klarwill, „Amalthea“-Verlag, 1925), die dem reichen Schatz historisch bedeutsamer Frauenbriefe zugezählt werden können. Denn die Verfasserin wollte keine „Denkwürdigkeiten“ in der herkömmlichen Art schreiben. Diese Aristokratin, die als Kind dem Terror in ihrer französischen Heimat entfliehen mußte, in Wien aufwuchs und sich als Greisin eine Darstellung von Radetzky's Begräbnis in das stille Nancy senden ließ, hat die Eindrücke ihres langen Lebens rückschauend für ihre Nachkommen festgehalten, in „losen Blättern“, wie sie sagt, und in einer Form, die dem Brief sehr nahe kommt. Auch Briefe von [Freudinnen sic] [Freundinnen] hat sie darunter aufgenommen. Mit ihren Großneffen und Großnichten plaudert die Kinderlose, wendet sich in direkter Anrede an diese jungen Menschen und erzählt ihnen, nur der Eingebung, keinem Plane folgend, was ihr wissenswert oder unterhaltend vorkommt aus ihrer Pilgerfahrt auf Erden, durch wildbewegte Zeiten und Länder. An eine Veröffentlichung dieser eigenartigen „*Memoires-Lettres*“ dachte die Baronin nicht. Die Publikation erfolgte erst am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts durch einen der Großneffen, für die sie bestimmt waren. Die Weltgeschichte hat der Erzählerin reiches Material zuströmen lassen. Sie war damals wechsellvoll und spannend wie das beste Kinematogramm späterer Jahre.

Glänzende „Sterne“ traten auf, am großartigsten der kleine Korse, vor dem die Mächtigen Europas im Staube lagen. Ein Abglanz der gewaltigen Wandlungen, die sie miterlebte, liegt auf den Schilderungen der beredtsamen Großtante. Es ist von eigenartigem Reiz, Individualitäten mit Namen von legendärem Klang aus der Perspektive einer hochgebildeten, zart empfindenden, streng legitimistisch gesinnten Zeitgenossen zu sehen.

Ihre Abstammung bestimmt endgültig ihre Denkweise, sie war eine der spärlichen [Überzeugungstreuen] ihrer Tage. Ihr Vater: Jean-François Graf de la Boutetière, Kapitän der Kavallerie und Ritter des Sankt Ludwigs-Ordens, der Sproß eines alten Adelsgeschlechtes der Vendée. Ihre Mutter: eine Gräfin de la Fare, die Schwester jenes gleichnamigen Bischofs von Nancy, der zur Zeit der großen Revolution Agent Ludwigs XVIII. am Wiener Hofe gewesen. Untadeligstes Blaublut, konservativste Denkrichtung! Aber die Tochter aus diesem Bunde, Komtesse Alexandrine, verheiratete Baronin du Montet, ist keine salbungsvolle Betschwester, keine hochnasige Zierpuppe. Ihr Legitimus ist naiv und ehrlich, ihr warmes Empfinden behütet sie, die Offizierstochter und Frau, vor kriegerischer Amazonenstimmung, ihr Kastengeist ist durch Menschlichkeit gemildert, ihre Frömmigkeit frei von

Fanatismus. Die alte Baronin, die ihren Verwandten ein bißchen geschwätzig, ein bißchen sentimental mehr oder weniger fesselnde Geschichten vorbringt, trägt unstreitig Scheuklappen, des Geistes, bleibt unberührt vom „Gift“ der Demokratie, verständnislos für das Wesentliche der Probleme ihrer Zeit, mit ihrem zuweilen seichten Geplauder repräsentiert sie einen bestimmten Kreis einer bestimmten Epoche; aber sie repräsentiert ihn mit echtem Gefühl, mit Geschmack und nicht ohne Geist.

Wesen und Charakter der lebenswürdigen Erzählerin bekamen einen belebenden Einschlag, gleichsam eine Injektion von Wärme und echter, innerer Vornehmheit durch ein seltenes Glück: eine Liebeshe im besten Sinne. Verlobt auf Grund von Familieninteressen, der Sitte gemäß, ohne ihren Bräutigam je gesehen zu haben, fand sie in dem ihr zgedachten, wirklich tapferen Offizier, der sich – Franzose im Dienste [Österreichs] – unter Erzherzog Karl auszeichnete, den Märchenprinzen ihrer Träume. Die Erzählung ihrer ersten Begegnung mit ihm ist eines jener improvisierten Genrebildchen, die oft Frauenbriefe so reizvoll schmücken. Die Hochzeit sollte in Wien erfolgen. Mit der Baronin, ihrer künftigen Schwiegermutter, fuhr die junge Komtesse Alexandrine sittsam und erwartungsvoll ihrem Schicksal entgegen. Bei einem Galadiner in Wien sollte sie den Baron du Montet, den für sie Erwählten, kennen lernen. Bei Sieghartskirchen bricht ein Rad des Reisewagens. Fremde Passanten übernehmen es, den Zwischenfall in Wien den Verwandten der Dame zu melden. Es besteht keine Möglichkeit, am selben Tage weiterzufahren. Am späten Abend, beim Nachtmahl im Gasthause von Sieghartskirche, hört Alexandrine einen eiligen Männerschritt auf der Stiege. „*Madame, voilà votre fils,*“ sagt sie ahnungsvoll zu ihrer Begleiterin. „*Le coeur me battait bien fort*“, heißt es an dieser Stelle der Erinnerungen. Das heftig schlagende Herz hatte recht: der Bräutigam benützte die unerwartete Gelegenheit, seine [zukünftige] Frau fern vom Familiendiner in Augenschein zu nehmen. Der Eindruck, den er empfing, wird – wohl aus Bescheidenheit – von der Erzählerin nicht erwähnt. Sie selbst fand damals den jungen Baron du Montet „so wie es war: schön, ritterlich, warm und zartfühlend“. Dieses Urteil hat sie nie geändert. Die hochbetagte Frau wird schwärmerisch, wenn sie von ihrem *cher Josef* spricht. Seine schwere Erkrankung in späteren Jahren melden kurze Worte und ein tränensattes „*hélas!*“ [Über] seinen Tod nach einunddreißigjähriger Ehe spricht sie nicht. Offenbar vermag sie es nicht.

Glanz der Darstellung, Prägnanz des Ausdruckes darf man bei Madame du Montet nicht suchen. Sie malt in zarten Farben, mit großer Vorliebe für Details. Ihr Sujet fesselt weit mehr als ihre Pinselführung. Kein Wunder, denn ihre Berichte betreffen Personen und Vorgänge von beinahe unvergänglichem Interesse für die Nachwelt. Napoleon I. hat Madame du Montet von Angesicht zu Angesicht gesehen, auch Louis-Napoleon, „*le petit*“, erblickte sie in Nancy noch als Prinz-Präsidenten. Sie spricht mit Teilnehmern am Wiener Kongreß, schildert Marie-Luise sehr lebendig und den Herzog von Reichsstadt gefühlvoll verklärt. Metternich und Kaiser Franz, die drei Frauen dieses zu seinen Lebzeiten vielgerühmten Herrschers, Ferdinand den Gütigen, eine Hofdame der Prinzessin Lamballe, jener Freundin Marie Antoinettens, die zum Lohne für selbstlose Treue schmählichen Tod erlitt, Napoleons bildhaft schöne Schwester Pauline Borghese, die Sängerin Catalani, die verführerische Frau Tallien, den Maler Isabey – ein ganzes Panoptikum vergangener Größe beschwört Madame du Montet herauf. Sie gibt auch den Gestalten, die sie in kleinen Zügen beschreibt, etwas von der traditionellen Pose der Wachsfiguren. Die Guckkastenbildchen, die sie bietet, sind im süßlichen Stile der Zeit gehalten, aber der Pulsschlag des Lebens macht sich doch immer wieder darin fühlbar. So bei der Darstellung einer Fahrt durch Paris während eines Aufstandes unter der Regierung des Königs Louis Philippe oder in der Wiedergabe der Aufnahme, die Napoleons Todesnachricht in [Österreich] fand: Allgemeine Gleichgültigkeit. Der Hof verfügte keinerlei Trauerkundgebung, nur der Herzog von Reichsstadt –

Madame du Montet nennt ihn bereits „l'aiglon!“ – und sein Gefolge trug schwarze Kleidung. „Man liefert Beweisgründe gegen die Rechtmäßigkeit meiner Ehe“, soll sogar die sonst so kühle Witwe Marie Luise damals gereizt geäußert haben. „Mein Gott, wie viele Feste hab' ich gesehen!“ sagt Madame du Montet einmal und erwähnt die treulosen Glocken, „*les cloches si souvent parjures*“, die dem jeweilig Mächtigen gefügig huldigen. Sie weiß die Stimmung dieser Feste ebenso eindringlich zu schildern wie den düsteren Pomp sensationeller Bestattungsfeierlichkeiten. Den österreichischen Adel beurteilt sie sehr anziehend, mit manch scharfem Wort gegen die mehr als lockeren Sitten einiger großer Herren und die allzuweitgehende Nachsicht ihrer Gattinnen. Eingeschworen auf das Dogma des Gottesgnadentums, jeder Art von Mystik zugeneigt, dabei doch klug und schlagfertig, ist diese im Kloster der Salesianerinnen auf dem Rennweg erzogene Französin eine seltsame Mischung von Aberglauben und Mutterwitz.

Ihre Aufzeichnungen werden stets aufs neue das Interesse jenes Lesepublikums wecken, das *curieux d'histoire*, lieber der Romantik der Wirklichkeit nachspürt als dem freien Fluge schöpferischer Erfindung folgt. Selbst dem Historiker vermag die Plauderei einer Dame aus großer Zeit manche ergänzende Einzelheit zu bieten. Die [Übertragung] ins Deutsche liest sich – von unterlaufenden Mißverständnissen und Schwerfälligkeiten abgesehen – recht glatt. Was die deutsche Ausgabe vor der französischen voraus hat, ist eine trotz ihrer Reichhaltigkeit sehr übersichtliche Zusammenstellung orientierender Anmerkungen, ein wohltuender, sicherer Leitfaden durch die verschlungenen Wege der Erinnerungen einer Frau, die mit ihren Berichten eine [Ära] unerhörter Wandlungen im Zickzack durchzieht. Ein Vorzug des deutschen, prachtvoll ausgestatteten Buches vor dem Original ist auch sein Bilderschmuck. Porträts und Reproduktionen alter Stiche unterstützen wirksam und erfreulich die Phantasie des Lesers. Nur das Abbild der Verfasserin grüßt aus der französischen Ausgabe wie aus der deutschen: Ein freundlich lächelndes, noch jugendliches Gesicht mit großen, dunklen, ein bißchen wehmütig blickenden Augen. Eine reich gekräuselte Spitzenhaube umgibt die Biedermeierlöckchen der Frisur. Der sehr dezente Ausschnitt des dunklen Samtkleides gibt nur den Hals und den Schulteransatz frei. Die Kopfhaltung ist auffallend graziös, ein hell schimmernder Schal gleitet von den Schultern. Wenn man das anmutige Damenbildnis länger betrachtet, kann man sich leicht einbilden, daß die vollen Lippen sich zum Erzählen öffnen: „Liebe Nichten und Neffen, vor vielen Jahren...“

Damenbriefe.

„Die Erinnerungen der Baronin du Montet.
Wien-Paris, 1795 bis 1858.“

Von Berla Pauli.

Auf keinem literarischen Gebiete triumphiert die Eigenart der Frau so unbestritten wie im Genre épistolaire in der Wiedergabe von Stimmungsbildern durch Briefe. Madame de Sévigné, Liselotte, Frau Rat Goethe schenken der Welt mit ihren ursprünglichen, subjektiv gefärbten und doch so plastisch klaren Mitteilungen Geschichtsquellen und erlesenen Unterhaltungsstoff. Das geschriebene Porträt und die knappe, mit ein paar Strichen hingeworfene Novelle ist darin zu finden, von intimen Blandereien eingefaßt. Der berühmte Bericht der Frau v. Sévigné über den Selbstmord des Küchenchefs Vatel ist so ein kleines Meisterwerk, eine Tragödie in Miniaturformat. Ein Menschenschicksal und den Zeitgeist läßt dieser Damenbrief wiedererstehen, einfach, packend, unnachahmlich.

In sehr weitem Abstand von solcher Höhe der Ausdrucksfähigkeit, aber dennoch ernsthaften Interesses würdig erscheinen die Memoiren der Baronin du Montet (in deutscher Bearbeitung von Ernst Klarwill, „Amalthea“-Verlag, 1925), die dem reichen Schatz historisch bedeutsamer Frauenbriefe zugezählt werden können. Denn die Verfasserin wollte keine „Denkwürdigkeiten“ in der herkömmlichen Art schreiben. Diese Aristokratin, die als Kind dem Terror in ihrer französischen Heimat entziehen mußte, in Wien aufwuchs und sich als Greisin eine Darstellung von Madchens Begräbnis in das stille Nancy senden ließ, hat die Eindrücke ihres langen Lebens rückschauend für ihre Nachkommen festgehalten, in „loosen Blättern“, wie sie sagt, und in einer Form, die dem Brief sehr nahe kommt. Auch Briefe von Freundinnen hat sie darunter aufgenommen. Mit ihren Großneffen und Großnichten plaudert die Kinderlose, wendet sich in direkter Rede an diese jungen Menschen und erzählt ihnen, nur der Eingebung, keinem Plane folgend, was ihr wissenswert oder unterhaltend vorkommt aus ihrer Pilgerfahrt auf Erden, durch wildbewegte Zeiten und Länder. An eine Veröffentlichung dieser eigenartigen „Memoires-Lettres“ dachte die Baronin nicht. Die Publikation erfolgte erst am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts durch einen der Großneffen, für die sie bestimmt waren. Die Weltgeschichte hat der Erzählerin reiches Material zufließen lassen. Sie war damals wechselvoll und spannend wie das beste Kinematogramm späterer Jahre.

Glänzende „Sterne“ traten auf, am großartigsten der kleine Korsik, vor dem die Mächtigen Europas im Staube lagen. Ein Abglanz der gewaltigen Wandlungen, die sie miterlebte, liegt auf den Schilderungen der beredtsamen Großtante. Es ist von eigenartigem Reiz, Individualitäten mit Namen von legendärem Klang aus der Perspektive einer hochgebildeten, zart empfindenden, streng legitimistisch gesinnten Zeitgenossen zu sehen.

Ihre Abstammung bestimmt endgültig ihre Denkweise, sie war eine der spärlichen Ueberzeugungstreuen ihrer Lage. Ihr Vater: Jean-François Graf de la Bontetière, Kapitän der Kavallerie und Ritter des Sankt Ludwigs-Ordens, der Sproß eines alten Adelsgeschlechtes der Vendée. Ihre Mutter: eine Gräfin de la Hare, die Schwester jenes gleichnamigen Bischofs von Nancy, der zur Zeit der großen Revolution Agent Ludwigs XVIII. am Wiener Hofe gewesen. Untadeligstes Blaublut, konservativste Denkrichtung! Aber die Tochter aus diesem Bunde, Komtesse Alexandrine, verheiratete Baronin du Montet, ist keine salbungsvolle Beschwester, keine hochnäsige Pierpuppe. Ihr Legitimismus ist naiv und ehrlich, ihr warmes Empfinden behätet sie, die Offizierstochter und Frau, vor kriegerischer Amazonenstimmung, ihr Kriegergeist ist durch Menschlichkeit gemildert, ihre Frömmigkeit frei von Fanatismus. Die alte Baronin, die ihren Verwandten ein bißchen geschwätzig, ein bißchen sentimental mehr oder weniger seufzende Geschichten vorbringt, trägt unstrittig Schenkklappten des Geistes, bleibt unberührt vom „Gift“ der Demokratie, verständnislos für das Wesentliche der Probleme ihrer Zeit, mit ihrem zuweilen leichtem Geplauder repräsentiert sie einen bestimmten Kreis einer bestimmten Epoche; aber sie repräsentiert ihn mit echtem Gefühl, mit Geschmack und nicht ohne Geist.

Wesen und Charakter der liebewürdigen Erzählerin bekamen einen belebenden Einschlag, gleichsam eine Injektion von Wärme und echter, innerer Bornhaftigkeit durch ein salztes Glück: eine Liebeshehe im besten Sinne. Verlobt auf Grund von Familieninteressen, der Sittlichkeit gemäß, ohne ihren Bräutigam je gesehen zu haben, fand sie in dem ihr zugeordneten, wirklich tapferen Offizier, der sich — Franzose im Dienste Oesterreichs — unter Erzherzog Karl auszeichnete, den Märchenprinzen ihrer Träume. Die Erzählung ihrer ersten Begegnung mit ihm ist eines jener improvisierten Götterbildchen, die oft Frauenbriefe so reizvoll schmücken. Die Hochzeit sollte in Wien erfolgen. Mit der Baronin, ihrer künftigen Schwiegermutter, fuhr die junge Komtesse Alexandrine süßsam und erwartungsvoll ihrem Schicksal entgegen. Bei einem Galadiner in Wien sollte sie den Baron du Montet, den für sie Erwählten, kennen lernen. Bei Sieghartskirchen bricht ein Rad des Reise-wagens. Fremde Passanten übernehmen es, den Zwischenfall in Wien den Verwandten der Damen zu melden. Es besteht keine Möglichkeit, am selben Tage weiterzufahren. Am späten Abend, beim Nachtmahl im Gasthause von Sieghartskirchen, hört Alexandrine einen eiligen Männertritt auf der Stiege. „Madame, voilà votre fils,“ sagt sie ahnungsvoll zu ihrer Begleiterin. „Le coeur me battait bien fort“, heißt es an dieser Stelle der Erinnerungen. Das heftig schlagende Herz hatte recht: der Bräutigam benützte die unerwartete Gelegenheit, seine zukünftige Frau fern vom Familiendiner in Augenschein zu nehmen. Der Eindruck, den er empfing, wird — wohl aus Bescheidenheit — von der Erzählerin nicht erwähnt. Sie selbst fand damals den jungen Baron du Montet „so wie er war: schön, ritterlich, warm und zartfühlend“. Dieses Urteil hat sie nie geändert. Die hochbetagte Frau wird schwärmerisch, wenn sie von ihrem eher Jodel spricht. Seine schwere Erkrankung in späteren Jahren melden kurze Worte und ein tränensattes „Hlas!“ Ueber seinen Tod nach einunddreißig-jähriger Ehe spricht sie nicht. Offenbar vermag sie es nicht.

Glanz der Darstellung, Prägnanz des Ausdruckes darf man bei Madame du Montet nicht suchen. Sie malt in zarten Farben, mit großer Vorliebe für Details. Ihr Sujet fesselt weit mehr als ihre Pinselführung. Kein Wunder, denn ihre Berichte betreffen Personen und Vorgänge von beinahe unwergänglichem Interesse für die Nachwelt. Napoleon I. hat Madame du Montet von Angesicht zu Angesicht gesehen, auch Louis-Napoleon, „le petit“, erblickte sie in Nancy noch als Prinz-Präsidenten. Sie spricht mit Teilnehmern am Wiener Kongreß, schildert Marie-Luise sehr lebendig und den Herzog von Reichstadt gefühlvoll verklärt. Weiterreich und Kaiser Franz, die drei Frauen dieses zu seinen Lebzeiten vielgerühmten Herrschers, Ferdinand den Gütigen, eine Hofdame der Prinzessin Lamballe, jener Freundin Marie Antoinettens, die zum Lohne für selbstlose Treue schmachvollen Tod erlitt, Napoleons bildhaft schöne Schwester Pauline Borghese, die Sängerin Catalani, die verführerische Frau Tallien, den Maler Flaxen — ein ganzes Panoptikum vergangener Größe beschwört Madame du Montet herauf. Sie gibt auch den Gestalten, die sie in kleinen Zügen beschreibt, etwas von der traditionellen Pose der Wachstouren. Die Guckkastenbildchen, die sie bietet, sind im süßlichen Stile der Zeit gehalten, aber der Pulsschlag des Lebens macht sich doch immer wieder darin fühlbar. So bei der Darstellung einer Fahrt durch Paris während eines Aufstandes unter der Regierung des Königs Louis Philippe oder in der Wiedergabe der Aufnahme, die Napoleons Todesnachricht in Oesterreich fand: Allgemeine Gleichgültigkeit. Der Hof verfügte keinerlei Trauerkundgebung, nur der Herzog von Reichstadt — Madame du Montet nennt ihn bereits „l'aiglon!“ — und sein Gefolge trug

schwarze Kleidung. „Man liefert Beweisgründe gegen die Rechtmäßigkeit meiner Ehe“, soll sogar die sonst so kühle Witwe Marie Luise damals gereizt geäußert haben. „Mein Gott, wie viele Feste hab' ich gesehen!“ sagt Madame du Montet einmal und erwähnt die treulosen Glöckchen, „les cloches si souvent parjures“, die dem jeweilig Mächtigen gefügig hulldigen. Sie weiß die Stimmung dieser Feste ebenso eindringlich zu schildern wie den düsteren Pomp sensationeller Bestattungsfeierlichkeiten. Den österreichischen Adel beurteilt sie sehr anziehend, mit manch scharfem Wort gegen die mehr als lockeren Sitten einiger großer Herren und die allzuweitgehende Nachsicht ihrer Gattinnen. Eingeschworen auf das Dogma des Gottesgnadentums, jeder Art von Mystik zugeneigt, dabei doch klug und schlagfertig, ist diese im Kloster der Salesianerinnen auf dem Rennweg erzogene Französin eine seltsame Mischung von Aberglauben und Mutterwitz.

Ihre Aufzeichnungen werden stets aufs neue das Interesse jenes Lesepublikums wecken, das, curieux d'histoire, lieber der Romantik der Wirklichkeit nachspürt als dem freien Fluge schöpferischer Erfindung folgt. Selbst dem Historiker vermag die Blanderei einer Dame aus großer Zeit manche ergänzende Einzelheit zu bieten. Die Uebersetzung ins Deutsche lieft sich — von unterlaufenden Mißverständnissen und Schwerefällen abgesehen — recht glatt. Was die deutsche Ausgabe vor der französischen voraus hat, ist eine trotz ihrer Reichhaltigkeit sehr übersichtliche Zusammenstellung orientierender Anmerkungen, ein wohlthuender, sicherer Leitfaden durch die verschlungenen Wege der Erinnerungen einer Frau, die mit ihren Berichten eine Ära unerhörter Wandlungen im Zickzack durchzieht. Ein Vorzug des deutschen, prachtwoll ausgestatteten Buches vor dem Original ist auch sein Bilderschnuck. Porträts und Reproduktionen alter Stiche unterstützen wirksam und erfreulich die Phantasie des Lesers. Nur das Abbild der Verfasserin grüßt aus der französischen Ausgabe wie aus der deutschen: Ein freundlich lächelndes, noch jugendliches Gesicht mit großen, dunklen, ein bißchen wehmützig blickenden Augen. Eine reich gekräuselte Spitzenhaube umgibt die Biedermeierlöcherchen der Frisur. Der sehr dezente Ausschnitt des dunklen Samtkleides gibt nur den Hals und den Schulteransatz frei. Die Kopfhaltung ist auffallend grandios, ein hell schimmernder Schal gleitet von den Schultern. Wenn man das anmutige Damenbildnis länger betrachtet, kann man sich leicht einbilden, daß die vollen Lippen sich zum Erzählen öffnen: „Liebe Nichten und Neffen, vor vielen Jahren . . .“